Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 19

Artikel: Die Berner Tracht : Mittelland - Emmental - Oberaargau

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636317

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ich mich als lebendige Leiter empfohlen haben, Fräulein

"Gelehrte Leute," scholl's zurud, "sollten wissen, daß die ersten Bohnen nicht zuoberst wachsen!"

"Ach so!" rief er und lachte: "In Willisheim scheinen sie demnach recht spät zu blühen. In Krebsburg hat man die ersten schon vor zwei Monaten gegessen."

Luise trat an den Rand des Plates: "Die Bohnen hätt' ich sehen mögen. Wir sind eben keine Krebsburger und Sungerleider, wir lassen's reifen. Und sie machte ein Gesicht, als ob nichts in der Welt über Willisheim und den Bohnenplat der Frau Kaspar gehe. Der junge Mann lah sie bedächtig an. "Ich sag Euch," fuhr er dann fort, "ein Fressen war's! Wär ich ein Kannibale und dürfte Euch braten, der Mund würde mir nicht halb so sehr wässern wie damals beim Anblick der jungen Bohnen."

Luise errötete und entgegnete: "Ihr seid ein Unhold! "Uebrigens, der Kannibale, der mich braten will, muß ^{einen} guten Magen haben, Herr Studio!"

"Sab ich auch!" brummte er. "Schon manchen Broden hat er verdaut, der schwer zu kauen war. Und wer ^{das} verträgt, was eine böse Weiberzunge ihm anwirft, ber wird mit dem Weibe im Uebrigen schon fertig."

"Aha! Das gilt mir! Habt Ihr mir noch immer nicht bergeben?"

"Daß Ihr mich nicht ins Theater begleitet habt? Doch, Fräulein, doch! Aber den Spruch nicht! Und hofentlich darf ich Euch später einmal strafen. Ihr habt mir Die Iphigenie beleidigt. Dafür hol Euch der Rucud!"

Sie schien nun auch beleidigt. "Ein wertes Frauenzimmer, die Iphigenie!" sagte sie schnippisch. Er wandte sich und sprach im Gehen: "Ein sehr wertes, ja! Das Gegenteil der Amazonen, wie Ihr eine seid. Gott gruß Euch, Fraulein! Auf Wiedersehen!"

Er schritt langsam, ohne sich umzusehen, dem Dorfe zu. Die Schwestern traten bald nachher mit dem vollen Rorbe aus dem Sain und strebten nach Saus. "Ach," rief Marie, "wie dein Siebenblatt den Ropf hängt!"

Luise warf ihr Glücksomen weg. "Aus Gras wird Beu," sagte sie leichthin. "Du, der Arni ist ein großer Serr geworden."

"Ja, das ist er. Aber was ist es mit dem Fräulein Iphigenie?"

"Es ist fein Fraulein, aber ein Theaterstücklein soll so heißen; er hat mich einmal eingeladen, es in Krebsburg mit ihm zu sehen; da hab ich geantwortet: Er möge mir die Iphigenie herbringen."

"Bist nicht reuig?"

"Papperlappa! Aber weißt du, was eine Amazone

"Nein! Einen Amazonenstrom gibt's. Bielleicht wohnen dort besonders bose Weiber!"

"Meinetwegen! Man kann das Maul nicht immer verbinden."

Damit erreichten sie Hofstatt und Saus und verschwanden um die Ede.

(Fortsetzung folgt.)

D's Bärnermeitschi.

Von J. howald, Erlenbach.

Mängs Jährli bi-n-i jete scho Wit i d'r Frömdi umecho.

Mängs Meitschi het mi grüeßt und het Mir vo sir große Liebi gredt.

Doch i ha glachet, bi v'rbi, Ha d'Meitschi halt lah Meitschi si.

Hüt dume=n=i i d's Bärnbiet zrügg, Da hunt nes Meitschi über d'Brügg.

Nes Bärnermeitschi i d'r Tracht. Pot Tusig, was isch das ne Pracht!

Mir hei d'r glich Wäg fasch ne Schtung. Da hunt mis Härz doch no i Schwung. Berner Cracht: Gute sorm des Winter=



kleides mit haube und Cichopli.

Mir louffe glatlich üsi Schtra Und brichte=n=über dies und das.

Mes redt mir vo debeim und seit: "D's bescht Müetti ha=n=i wit und breit.

D'r Aetti — leider — isch im Grab!" Ihm louft ne Träne d'Bace=n=ab.

Uf einisch heißt's: "Zu usem Hus Geit's rächter Gang d'r Fäldwäg us;

Und bhuet Ech Gott und gurnet nut!" Vom Dörfli tont nes Gloggeglüt.

Und d's Meitschi geit; i blibe schtah; I luege's no, so lang i cha.

Uf einisch gseh=n=is nümme meh . . . Jet tuet mir d's Härz so weh . . so weh . .

Die Berner Tracht.

Mittelland — Emmental — Oberaargau.

Schlegelgraben, den 1. Mai 1914.

Liebes Mareili!

Du fragst in beinem letten Brief, wann wir nach Bern an die Ausstellung gehen. Ich kann es Dir noch nicht genau sagen, will dir dann aber zeitig genug eine

Postkarte schicken, damit wir uns im Dörfli in der Ausstellung treffen können. Wenn Christen weiß, daß du kommst, so kommt er auch. Die Mutter hat es ihm gestern ins Gesicht gesagt, und er konnte nichts drauf antworten. Er hatte nämlich erklärt, er habe von der Ausstellung bald genug, fast in jedem Blatt stehe etwas davon, und im

Gemischten Chor seis nachgerade nicht mehr zum Aushalten. Davon will ich dir nun erzählen, ich habe Zeit, ich muß



Berner Cracht: Gute Sorm des Sestkleides mit der haube. Schöne kleine haften, die weniger aufdringlich find und eine ftärkerwirkende Linie bilden.

das Haus hüten. Christen hat die Eltern zur Base geführt, er wollte selber mit seinem Dragoner fahren. Die Diensten sind auch alle weg.

Im Gemischten Chor er= flärte am Samstag por acht Tagen der Präsident: Wenn es denn erzwängt sein musse, daß man miteinander nach Bern reise, dann fomme er nur mit, wenn wir Meitscheni alle in der Tracht gehen, überhaupt alle, auch die Frauen, die sonst noch mit= tommen wollen. Das gab ein Für und Wider, man hörte mit dem Ueben auf. Wir haben lette Woche viel über die Tracht geredet, es wird dich wunder nehmen, was da=

Als erste erklärte Bach= matte Else rund heraus: "Das tu ich nicht. Die Ber= nertracht lege ich nach Bern nicht an. Von Zürich oder Genf gar nicht zu reden. Man muß sich ja schämen vor den Bemerkungen, die man da zu hören bekommt. Aber auch nach Bern gehe ich nicht in der Tracht. Ich war ein Jahr dort im Dienst. Sie baten mich, doch einmal am Sonn= die Tracht anzuziehen,



aber sie überredeten mich nur |

einmal. Meint ihr, es sei ein Vergnügen, auf der Straße so Aufsehen zu erregen! Ich danke dafür. Sier ausgelacht, da verspottet, dort gar belästigt werden von "Herren", die meinen, einem Landmeitschi gegenüber sei jeder Spaß et laubt. Ich übertreibe nicht, ich habs erfahren. Macht was ihr wollt, aber . . . ",, Nur nicht zu hitzig," fiel Präsiden Sami ein, wie Elise rasch Luft schnappen mußte. "Ich weiß wohl, woher das kommt: Die Leute, die so tun und reden, wissen eben nicht, was so eine Bernertracht ist, sie sehen sie zu selten. Aber vielleicht helfen uns da die Zeitungen ein wenig, schreiben wie fein die Landestracht sei, und wie man denen, die sie tragen, zu begegnen habe, wie anderst rechten Leuten auch. Ich weiß ganz gut, was du noch sagen wolltest, Elise; die Bernertracht sei zur schweizerischen Kells nerinnentracht geworden. Ia, wahr ist es, wer die Tracht trägt, wird vielerorts als Rellnerin angeredet und zieht das nächste Mal eine Bluse an. Ia, am Verschwinden ber Tracht trägt viel Schuld der Brauch vieler Wirte und Hoteliers, ihren Rellnerinnen das Tragen der Tracht vor zuschreiben, stamme die Rellnerin nun aus der Oftschweiz ober gar von der andern Seite des Rheins. Diese Landesfrem den sind es sicher auch, die die Tracht verstümmeln: Den Rittel durch einen engen Rock ersetzen, nicht zur Tracht gehörende Schurzen vorbinden, die Haare auf eine nicht ba314 passende Beise fammen, und was dergleichen Entstellungen mehr sind. Da verleidet einem wirklich schließlich die Tracht Aber wer weiß, der schweizerische Wirteverein ließe vielleicht gang gerne mit sich reden und veranlagt seine Mitglieder, in Zufunft jum mindesten von landesfremden Rellnerinnen das Tragen der Bernertracht nicht mehr zu verlangen Dies wäre nur den wirklichen Bernerinnen zu gestatten. Die Bernertracht ist mit echtem Silberschmuck kostspielig; sie wirkt unvollständig und entstellt getragen unwahr und if zum Bedienen nicht praktisch. Es liegt zudem gar nicht im Interesse des Wirtestandes, in einem falsch verstandenet Beimatschutz am Berschwinden der Tracht mitzuarbeiten die einem bernischen Volksbild erst den rechten Anstrich gibt

Aber gerade um zu zeigen, was mit der Bernertracht

ist, müßt ihr sie alle anziehen, meinte Sami, und gerade für die Landesausstellung. Alle Gesangvereine, alle Frauenvereine sollten so aufrücken. Und den Verkehrsvereinen sollte man es schreiben. Ueberhaupt, bei allen Ber= einsanlässen sollte man die Tracht tragen. Ich habe mir sagen lassen, im Ausstellungs= dörfli werde eine Berkaufs= stelle für gediegene Trachten= artikel eröffnet. Daselbst wer= de den Besucherinnen auch Rat erteilt über Trachtenfragen, und werde jede, die die Tracht trage, noch eine kleine Erinnerung bekommen. Er wolle einmal einen Brattig= schreiber aufsuchen und ihm die Sache ans Berg legen. Die Brattigen bringen oft so schöne alte Trachtenbilder, warum nicht auch einmal schöne, farbige der heutigen Bernertracht, dann sähe jedes Meitschi, wie kleidsam sie ift. Du hättest Sami hören sol-Ien; ich hätte nie geglaubt, daß er so genau sehen könn= te. Manches Mädchen, be= hauptet er, aber besonders ein Berner Cracht: sestkleid von hintelle





Berner Cracht: Im Chittelbruftli.

an schwere Arbeit auf

dem Lande gewohntes

Mädchen, verliere in en-

gem Rod und neumodi=

icher Bluse, gewinne da=

gegen in der Tracht,

man achte sich nur ein=

mal. Es liege im eigen=

sten Interesse unsere: Frauen und Mädchen,

der heimatlichen Tracht por dem fremten Beug

den Vorzug zu geben.

Man dürfe unsere Ber-

nertracht mit gutem Ge=

wissen rühmen, nicht jede

Tracht schmeichle so, wie

gerade sie. Aber sie ist

teuer, gab da Bach=

matte Elise wieder zu=

rud. Dent nur ans Sil-

ber. Teuer, rief ber Sa=

mi, ja für eine fremde Rellnerin, die wieder

heimzieht, wenn die Sai-

son fertig ift, und weite Mermel, Chittelbruft und



mit haube.

Retteli nicht mehr brau= chen kann. Aber für ein Mädchen, das die Tracht sein Leben lang tragen Berner Tracht: Gute Sorm des Sestkleides fann, ist sie trot der ho= ben Anschaffungskosten nicht teuer. Sie unterliegt doch der Mode nicht. Es sind im= mer nur einzelne Teile, die ersetzt werden mussen, etwa wie Schurze oder auch der Kittel. Der Silberschmuck kann sich auf Kind und Kindeskind vererben. Seine Frau trage die Saften und Retteli ihrer Großmutter, und die hätten thm immer noch so gut gefallen, wie die neuen. Wenn die Tracht richtig und nicht verstümmelt getragen werde, dann lei sie eine Staatstracht, die sich zeigen durfe und gerade in Bern. Das blöde Angaffen höre von selber auf, wenn Frauen und Meitscheni in Scharen als Bernerfrauen und Bernermeitscheni aufrückten. Und wie gesagt, er komme nicht mit, wenn nicht alle in der Tracht fämen.

Es war gut, daß Sami dann nicht mehr da war. Es ging gehörig über diesen Zwänggring her. Aber recht hat er schließlich. Sogar Bachmatte Elise gab es zu. Sie will auch mitkommen und Sami mit seiner Frau muß auch mit. Die zwei würden uns sonst fehlen. Wir sind lette Woche viel zusammen geselsen und haben über die Sache geredet und gefunden, daß es gar nicht so leicht zu sagen ist, wie die Tracht sein soll. Ich mußte alles genau auf Schreiben, wie's sein soll, ich schreibe es dir gerade ab, es wird dich auch interessieren. Aber dafür kannst Du in Wilen auch ein wenig für die Tracht weibeln. Ich will dann mit dem Vater etwa reden, damit er Christen nicht der Vater etwa reden, damit er Christen nicht vor jedem Märit sagt, er sei dreißig Jahre alt gewesen, wie er mit der Mutter Hochzeit gehabt habe. Wenn Dir etwas dran liegt, Mareili!

Item, da ist der Bericht:

Zur Tracht gehört der weite Kittel, er darf unter feinen Umständen dem engen Rod weichen. Die leinenen und seidenen Schurzen mussen in Form und Farbe passen. Die Rittelbruft darf nur aus schwarzem Stoff (Samt, geblumt) verfertigt sein, die Einfassung aus Samt, einfach, mit schwarzer Garnitur ober schwarzen Perlen geschmückt. Die Brufthaften mit der Schnur haben zwar feinen Zwed, aber Bauernfrau und Bauerntochter sehen darin ein Zeichen höhern Standes und würden dasselbe nicht fahren lassen.

Mänteli, vor allem aber die weiten Aermel sollten unbedingt nach Belieben gestärft ober ungestärft getragen werden dürfen; die gestärften Aermel verursachen manchen Mer= ger, sie sind schwer an= zuziehen und "vermeu den Bantid, nid erlide". Das Göller mit den Blumden darf vorne ei= ne schwarze, schmale Spi= te haben; zu verwerfen ist das weiße, neumodi= iche Ruscheli am Sals. dasselbe verunstaltet und hat feinen Sinn. Das Tschöpli für den Winter sollte eigentlich ichwarz getragen werden. immer aber ohne Bruft= haften. Bur Tracht darf auch nur ein einfacher Rragenmantel getragen werden, jedes Jaquet wirkt unfein. Daß ein modernes Fradcorfet und die Bernertracht nicht zu= sammenpassen, liegt auf der Sand. Die Saften, Göllerblumden, Broide sind wieder einfacher und



Berner Cracht: Gute Sorm des hauskleides, mit nur schwach gestärkten Bemdärmeln.

kleiner zu gestalten. Die neuen großen, hohen Saften sind nicht nur teurer, sondern auch unsolid. Der Geschmack muß wieder aufs Schlichte hin gebildet werden, dem Proben mit aufdringlichem Silberschmud muß entgegengearbeitet werden.

Eine besondere Schwierigekit bietet der Hut. Er darf der Mode nicht unterworfen sein, und doch muß die Sut= lerin der Laune der Räuferin in etwas Rechnung tragen. Bur Tracht gehört im Sommer ein weißer Sut in Bergereform, mit weitem Rand, der Gupf in der Große, wie

er dann gewünscht wird, der Mode et= was folgend. Er wird geschmudt, in schlichter Weise mit Blumen, das Band bunt wie die Schür= ze, weiß oder, für Frauen. schwarz: auch etwas hinten lang hängend. Ins gehende Einzelne Borichriften würden nur schaden. Das feine Strohgeflecht soll ordentlich steif sein, damit nicht je= der Windstoß der Trägerin den Sut= rand ins Gesicht schlägt. Auszuden= ten wäre ein Muster für den schwarzen Winterhut. Fein wäre die Roßhaar= Spikenhaube, sie wurde am Schützen=



Berner Cracht: haartracht, die gut ift und auch aut wirkt.

fest in Langnau 1906 von den Frauen und Töchtern der verschiedenen Chöre getragen, sie ist leicht und billiger als ein Hut und kommt nicht aus der Mode. "Die Rappe" mit den Hängespissen bildet eine andere Bariante (Simmenstal). Gerade für Personen, die die Tracht bald tragen, bald wieder nicht, ist eine Ropsbededung, die nicht aus der Mode kommt, und deren Aufrüstung billig ist, von Wichtigkeit. Sie stünde, wie die Spitzenhaube, immer zur Berfügung. Zwei der Mode unterworsene Hüte sind zu teuer, einen Trachtenhut oder eine Spitzenhaube wird sich wohl jedes Mädchen, das die Tracht angeschafft, kaufen; es ist froh, eine Ropsbededung zu haben, die nicht versaltet. —

Aber jett Schluß, ich höre das Fuhrwerk kommen. Sie brauchen den langen Brief nicht zu sehen. Noch eins, kommt Ruedi auch nach Bern? Er hat mir von Thun aus dem Dienst eine schöne Karte geschickt. Grüße Deine Mutter freundlichst.

In treuer Freundschaft Dein Anneli.

(Der obige Aufsat ist in Form eines wunderhübschen Büchleins von der Bernischen Bereinigung für Heimatschutz herausgegeben worden und kann in jeder Buchhandlung gekauft werden. Zahlreiche Illustrationen, von denen wir oben einige veröffentlicht haben, schmücken das Büchlein.)

Reise nach Belgien in Kriegszeiten.*

Es wird in letzter Zeit so viel Wahres und Unwahres über das Leben Belgiens seit der Besetung durch Deutschsland geschrieben, daß der Unvertraute sich überhaupt kein klares Bild darüber machen kann, wie es eigenklich dort unten in jenem unglücklichen Land aussieht. Der Zweck dieser Zeilen soll sein, die Leser der "Berner Woche" darüber aufzuklären, und um dies zu tun, besteiße ich mich, nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes darzustellen und zwar so objektiv als nur immer möglich, wie es sich uns Schweizern zu Hause und in der Fremde geziemt.

Vor dem Kriege habe ich mich während acht Jahren in Belgien aufgehalten, und ich darf deshalb sagen, daß ich sowohl mit den Sprachen (flämisch und französisch) wie auch mit den Sitten des Bolkes fast ebenso gut vertraut bin wie mit den unserigen. Als der Krieg sosbrach, mußte ich mein Känzlein schnüren, da ja das Vaterland seine Söhne in der Fremde zurückrief, und mit Stolz haben wir Schweizer in Belgien diesem Ruse Folge geseistet, obwohl dies in sehr vielen Fällen mit schweren Opfern verbunden war. Mir selbst hat dieser Rus des Vaterlandes meine Stelle und noch vieles mehr gekostet, doch trage ich dieses Geschick leichten Serzens, weil das ja im Vergleich zu den vielen Kriegspefern, die die Angehörigen anderer Länder seisten müssen, noch herzlich wenig ist.

Als die schweizerischen Militärbehörden schon vor Neusjahr vielen Auslandschweizern Gelegenheit gaben, nach ihren Wohnorten zurückzukehren, versuchte auch ich, einen Urlaub zu erwirken, um mich nach meinen Interessen dort unten am viel umstrittenen Meeresstrande umzusehen. Dieser wurde mir auch bereitwilligst erteilt. Nicht so leicht ging es aber mit den nötigen Ausweisen. Da die deutschen Konsulate dorthin keine Pässe ausstellen dürfen, so war ich gezwungen, mich direkt nach Berlin zu wenden und nach vierswöchentlichem Warten erhielt ich den so ersehnten Paß, versehen mit meiner Photographie und verschiedenen Stempeln und unterzeichnet vom kommandierenden General eines Armeekorps.

Von Schaffhausen ging es über Singen, Donaueschingen durch die prächtige Schwarzwaldgegend von Triberg nach Offenburg am Rhein. Da mir diese Gegend noch unbekannt war, nahm ich mir vor, nur tagsüber zu reisen, um die Reise genußreicher zu gestalten. Am ersten Tage gelangte ich dis nach Mannheim. Am zweiten Tage fuhr ich über Mainz, Bingen, Koblenz, Köln dis Aachen, an die Türe Belgiens. In allen den obgenannten Städten wimmelte es von Militär, als ob sie nur so aus dem Boden wüchsen.

Auf einer Station sah ich einen deutschen Infanteristen auf Krücken heranhinken und da mein Coupé für ihn am schnellsten zu erreichen war, bestieg er dieses. Bei Laon,

erzählte er, wurde ihm durch einen Granatsplitter das Wasdensleisch am rechten Bein dis auf den Knochen weggerissen. Nun hatte er schon fünf Monate im Spital gelegen und durfte jett nach Hause gehen. Als der Schaffner kam und den Mann im Wagen für Zivilpersonen sah, wurde der arme Kerl tüchtig angebrüllt und mußte wohl oder übel den Wagen verlassen und während der Fahrt in einen anderen hinüberhinken.

Am dritten Tage betrat ich nun nach kurzer Fahrt das vielbesprochene Belgien. Schon auf der Fahrt hieher begegnete mir allerlei Merkwürdiges. In Köln sah ich im Bahnhof ein Bataillon Infanterie, prächtige junge Truppen nach der Front verreisen. Ieder Soldat trug die neue schöne, feldgrüne Uniform (die deutschen Uniformen sind etwas grüner als unsere neuen Uniformen) und war mit einem Strauß frischer Blumen geschmückt; in den Laufmündungen ihrer Gewehre hatte ein jeder ein in deutscher Farben prangendes Fähnlein gesteckt. Als ich diese schönen Leute alse abziehen sah, drängte sich mir die bange Frage auf: Wie mancher von diesen wird wohl noch seinen heismatlichen Boden wiedersehen?

Während ich in Aachen auf dem Berron meiner Weiterbeförderung harrte, kam ein langer Zug gekahren, der mit lauter neuem Material, Armeefuhrwerken aller Art, Feldgeschützen und auch Haubitzen beladen war. Auch hier sah ich viel Militär, namentlich Offiziere und Unteroffiziere, von denen viele schon mit dem eisernen Kreuz geschmückt waren. Seder Zug enthält neben einer ganzen Reihe von reservierten Wagen für Militär nur einige Wagen für Zivilpersonen. Die Regierung will so den Verkehr zwischen Militär und Zivilisten verhindern, weil die Spionage noch häufig betrieben wird.

In Serbesthal betritt man den belgischen Boden, und hier ist Jollrevision, die zwar gar nicht streng genommen wird; nur die Pässe werden gründlich kontrolliert. Hatte ich dies wohl der Photogrphie in meinem Paß zu verbanken, die mich als Schweizeroffizier zeigt, daß ich durchkomme, selbst ohne mein Reisegepäck zu öffnen? Es wäre mir ein Leichtes gewesen, französische Zeitungen wie "Journal" und "Matin" hinüberzuschmuggeln, die in Belgien sehr begehrte Artikel sind, und die in Brüssel das Stück zur Kr. 1.50 heimlich verkauft werden. Ich hatte aber mein Gepäck nach meinem Sinn mit Nühlicherem ausgessüllt und mich mit allersei Proviant versehen, da ich glaubte, in Belgien herrsche Mangel an Nahrungsmitteln. Dem war aber nicht so; hierüber später.

Der Zug setzte sich nach Beendigung der Zollrevision in Gang und führte uns nun dem Innern Belgiens zu in der Richtung Verviers, Lüttich, Brüssel. Die mitsahrenden Zivilpersonen sind durchwegs Deutsche. Durch ihre Ge-

^{*} Wir geben hier einer Einsenbung Naum, die nicht als schriftftellerische Leistung gewertet werden will, aber just deshalb Vertrauen und Beachtung verdient, weil sie nicht von einem zünftigen Schriftfteller versaßt ist im Gegensah zu den zahlreichen Darstellungen über dieses Thema, die man in den Zeitungen liest, und die sehr oft schönfärberisch vor tendenziös auftragend die Bahrheit verschleiern.